

GEWERKSCHAFTS FRAUEN



Nava Ebrahimi

Rede 19. ÖGB-Bundesfrauenkongress

ÖGB

Vorwort

Nava Ebrahimi ist Schriftstellerin und Preisträgerin des Ingeborg-Bachmann-Preises 2021. Wir sind durch ihre frauenpolitischen Kolumnen in der Kleinen Zeitung auf sie aufmerksam geworden. Es war uns eine Freude, dass Nava Ebrahimi im Rahmen des 19. ÖGB-Bundesfrauenkongresses, einen Impulsvortrag gehalten hat, der alle Anwesenden in den Bann zog. Deshalb haben wir uns, auch auf Wunsch vieler Kolleg:innen, entschlossen, den Text der Rede in dieser schönen Broschüre zu veröffentlichen. Herzlichen Dank an die Autorin, dass sie den ÖGB-Frauen ihren Vortragstext zur Verfügung gestellt hat.

Wir hoffen, dass die Worte auch viele weitere Kolleg:innen erreichen und berühren, zum Denken anregen und zum Handeln bewegen.

Viel Freude beim Lesen!



Korinna Schumann

ÖGB-Vizepräsidentin und Bundesfrauenvorsitzende

Rede ÖGB-Frauenkongress 2023 von Nava Ebrahimi

Leoti Blaker war eine junge Frau aus Kansas, die 1903 einen Ausflug nach New York unternahm. Das war die Zeit, in der Frauen den öffentlichen Raum eroberten – wobei eroberten ist wohl nicht das richtige Wort: Sie nahmen sich zunehmend das Recht heraus, sich ebenfalls, wie die Männer, frei in der Öffentlichkeit zu bewegen, und zwar auch allein. Sie gingen ins Büro, zum Schaufensterbummel, nahmen an politischen Versammlungen teil. Das war damals in den USA und in Europa für viele Männer neu, und für manche Männer eine Provokation. Sie waren es gewohnt, die Städte für sich allein zu haben, ganz unter sich die Straßen, Parks und Flaniermeilen zu bevölkern. Der Raum der guten, bürgerlichen Hausfrau war der private Raum.

Leoti Blaker fuhr also allein in einer Postkutsche durch New York, als ihr Sitznachbar, der sich schon die ganze Zeit an sie gepresst hatte, ihr den Arm um die Taille legte. Leoti Blaker zog daraufhin die Nadel aus ihrem Hut und stach dem Mann in den Oberschenkel. Dieser floh verletzt. Die Zeitungen berichteten und in aller Welt fand Leoti Blaker Nachahmerinnen – Frauen setzten sich nun überall mit den 30 Zentimeter langen Hutnadeln, mit denen sie die damals modischen Riesenhüte auf ihren Frisuren feststeckten, gegen übergriffige Männer zur Wehr.

In den darauffolgenden Jahren wurde die Hutnadel international zur großen Gefahr erklärt und einige Städte versuchten, diese Gefahr mittels Hutnadelverbote zu bannen. Bis auf Feministinnen diskutierte damals kaum jemand ernsthaft die Frage, wie man Frauen vor Übergriffen im öffentlichen Raum



schützen könnte. An den Kern des Problems, an die Ursache, den Auslöser, ging niemand wirklich heran. Frauenrechtlerinnen – ja schon, aber niemand, der mächtig genug gewesen wäre, das auf die Agenda zu setzen und die öffentliche Meinung zu prägen: Alle wichtigen Positionen in Politik, Wirtschaft und Medien waren von Männern besetzt. Und wie hätten diese auf die Idee kommen können, dass nicht die Hutnadel das Problem war, sondern die tiefverwurzelte Annahme in den Köpfen vieler ihrer Geschlechtsgenossen, dass Frauen nur dazu existierten, um Männern und ihren Bedürfnissen zu dienen? Dass Frauen in der Öffentlichkeit ohne Begleitung grundsätzlich verfügbar sind? Zum Problem wurden die Zusammenstöße erst, weil Frauen einen effektiven Weg gefunden hatten, sich zu wehren – an dieser Stelle erst schritt die Staatsmacht ein.

Merke: Wenn Frauen sich solidarisieren und zur Wehr setzen, dann schrillen alle Alarmglocken.

Chicago und andere Städte erließen Gesetze gegen Hutnadeln. In Sydney wurden Dutzende Frauen festgenommen, weil sie sich weigerten, die Strafen für das Tragen von Hutnadeln zu zahlen. Auch in anderen Städten kam es zu Protesten. Diese Frauen waren Kämpferinnen für die Mobilität der Frauen im 20. Jahrhundert.

Als ich in Franziska Schutzbachs Buch „Die Erschöpfung der Frauen“ von dieser historischen Begebenheit las, faszinierte sie mich gleich. Denn die Hutnadel, ein konkreter Gegenstand, steht für mich exemplarisch für so vieles, dass wir heute noch erleben.

Die Hutnadel erkenne ich in allen gesellschaftlichen Debatten wieder, in denen wir ausblenden, dass noch immer hauptsächlich Männer an den größten Geldtöpfen und entscheidenden Schalthebeln sitzen. Die Hutnadel erkenne ich wieder, wenn mir Männer erklären, Frauen hätten doch längst alle Möglichkeiten, wir sollten doch bitte aufhören, herumzujammern. Dass wir noch nicht die Hälfte aller Chefposten besetzen, läge wohl daran, dass

wir – vornehm ausgedrückt – uns wohl eher nicht so für Macht interessierten, uns – weniger vornehm ausgedrückt – vor Verantwortung scheuten, dass wir – unverblümt ausgedrückt – eher gefühlsorientiert und fürsorglich oder – gar nicht ausgedrückt und nur gedacht – am Ende vielleicht einfach weniger intelligent seien. Diesen Männern fällt der Widerspruch nicht auf, dass sie von Chefposten sprechen, in denen sich Chefinnen ihren Platz hart, gegen alle Widerstände, unter anderem gegen den Widerstand der Sprache, erkämpfen müssen.

Diese weit verbreiteten männlichen Erklärungsmuster verkennen hochgradig die vielen eigentlichen und letztlich alle zusammenhängenden Ursachen dafür, dass Frauen noch immer auf schlechterem Posten stehen: Nämlich zum Beispiel, dass Mädchen schon in die vorgegebene Position des vermeintlich schwachen Geschlechts hineingeboren werden, dass sie damit aufwachsen, dass Geschichte von Männern geschrieben, dass Nationen von Männern errichtet und Städte von Männern und für Männer gebaut werden. Dass Männer Berufe ausüben, in denen man viel Geld, Macht und Anerkennung erhält. Und dass Frauen Berufe ausüben, in denen man sich beinahe unsichtbar für wenig Geld um andere kümmert.

Eine weitere Hutnadel ist für mich die Aufforderung aus der Wirtschaft an Frauen, mehr Vollzeit und weniger Teilzeit zu arbeiten. Dies mutet schon aufgrund der fehlenden Kinderbetreuungsplätze seltsam weltfremd an, aber noch gravierender ist: Diese Forderung verkennet, dass unser Wirtschaftssystem bislang überhaupt nur funktioniert, weil Frauen einen wesentlichen Teil ihrer potenziellen Arbeitszeit zu Hause mit unbezahlter Sorgearbeit verbringen. Wenn der Mann 40 oder gar 50 Stunden die Woche arbeitet, dann geht das nur, weil er zu Hause die Beine hochlegen kann, weil es dort gemütlich und aufgeräumt ist, weil die Kinder versorgt sind, weil das Essen bereits auf dem Herd köchelt. Weil da eine Frau wartet, die Wärme und Emotionen spendet, und der Mann sich so von den Härten des wirtschaftlichen Leistungsdrucks erholen kann. Die Frau als gratis Sorgearbeiterin für die Familie und Sozialpuffer für den Mann ist quasi Phantombesitzer der Wirtschaft – ohne

sie ginge die Rechnung nicht auf, ohne sie könnte die männliche Arbeitskraft nicht in dem Maße, Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr um Jahr erschöpft werden.

Wir sehen ringsherum, dass das schon nicht mehr gut aufgeht, wenn die Frau Teilzeit arbeitet. Es mag vielleicht einigermaßen aufgehen, aber zum Preis der totalen Erschöpfung, wie ich in vielen Kleinfamilien beobachte. Zur Erschöpfung der Frauen vor allem. In meinem Bekanntenkreis kenne ich einige, die sich ausgebrannt fühlen, den Kontakt zu sich selbst und ihren Bedürfnissen verloren haben. Und ich lebe in einem Milieu, in dem sich die Männer größtenteils zumindest um eine partnerschaftliche Aufteilung von Kindern und Haushalt bemühen. Ich kann mir nur ausmalen, wie es Frauen in anderen, in konservativeren, in einkommensschwächeren, in speziellen migrantischen Milieus geht.

Nun wäre es aber wünschenswert für unsere finanzielle Unabhängigkeit, für die Machtbalance innerhalb der Ehen und spätestens für die Pension, dass Frauen weniger unbezahlter Arbeit und mehr bezahlter Arbeit, gut bezahlter Arbeit nachgehen. Aber wie soll das funktionieren unter den jetzigen Bedingungen? Wenn wir also nur an der einen Schraube drehen, dass Frauen mehr Stunden im Büro, im Spital, an der Supermarktkasse verbringen? Und sich Männer weiterhin wie gehabt in Vollzeitjobs verausgaben? Was würde das heißen für all jene, deren Wohl derzeit davon abhängt, dass sich Frauen um sie kümmern? Für Kinder, für ältere Familienangehörige, überhaupt für unser gesellschaftliches Miteinander, wenn Frauen gar keine Kapazitäten mehr hätten die Dinge zu tun, die das Leben schön machen und für Zusammenhalt sorgen? Wenn niemand mehr kocht und Freunde zum Essen einlädt, wenn niemand mehr Kuchen bäckt und Kindergeburtstage veranstaltet oder alle Nachbarinnen zusammentrommelt und ein Grillfest organisiert?

Meiner Meinung nach gibt es jetzt schon viel zu wenig Nachbarschaftsfeste. Wer hat für sowas noch Zeit, die emotionale Kraft? Wer wird diese Beziehungsarbeit leisten, wenn Frauen sie nicht mehr leisten können? Diese unbezahlte



Arbeit lässt sich nicht messen, beziffern, in Statistiken packen. Aber jedem muss doch bewusst sein, wie lebenserhaltend sie ist. Aktuelle Diskussionen laufen so: Männer machen weiter wie bisher (inklusive ihren Erwartungshaltungen Frauen gegenüber) und Frauen arbeiten einfach mehr, ansonsten bleibt alles beim Alten – ich weiß nicht genau, in welcher Welt Menschen leben, die glauben, wir als Gesellschaft hätten dann weniger Probleme.

Wenn wir uns gleiche Chancen, also echte Chancen für Frauen, das gleiche Maß an Selbstbestimmung, gleiches Einkommen und gleiche Pension wünschen, gleichzeitig aber mentale Gesundheit, funktionierende Beziehungen und ein gesellschaftliches Zusammenleben, dann wird das also nur gehen, wenn alle umdenken.

Ich erlebe viele Männer, die nicht wahrhaben wollen, dass sie qua Geschlechts an der Spitze der Machthierarchie sitzen. Diese halten daran fest,

dass sie ihren einflussreichen, gut bezahlten Job allein aus eigener Leistung heraus erlangt haben, weil sie besonders intelligent und einsatzbereit sind. Das mag zum Teil stimmen. Aber zusätzlich sind sie als Männer aus der Pole Position ins Leben gestartet sind. Das wollen viele nicht wahrhaben, weil das ihre eigene Leistung schmälern könnte. Und weil es vielen, gerade liberalen Männern, nichts ins Selbstbild passt, dass sie Macht besitzen. Aber das tun sie allein aufgrund ihres Geschlechts. Macht führt nicht zwingend zu Machtmissbrauch; aber wer Macht hat, kann Dinge verändern. Und da tun sich viele Männer schwer. Ein erster Schritt wäre deshalb, dass sie sich diese Macht eingestehen. Dass wir alle verstehen, wie zutiefst patriarchal unsere Gesellschaft organisiert ist. Dafür wäre vermutlich ein eigenes Schulfach notwendig: um unseren Heranwachsenden die Augen dafür zu öffnen, dass wir alle die Welt sehr maskulin lesen und deuten. Und dass man die Welt ebenso ganz anders lesen und deuten könnte.

Unerlässlich für ein breites Umdenken wäre auch, dass wir alle sehr ehrlich unsere Vorstellungen von Geschlechterrollen analysieren und hinterfragen. Was ist männlich, was ist weiblich? So lange wir das nicht tun, bleiben alle Aktionstage „Mädchen in die Technik“ Tropfen auf heiße Steine.

Und dann wird es unerlässlich sein, dass Männer, sobald sie sich ihre Macht eingestehen, bewusst Macht abgeben, sich in ihrem mitunter toxischen Wettbewerbs- und Kampfgeist zurücknehmen, und die existenzielle Bedeutung von Sorge-, Kümmer und Beziehungsarbeit anerkennen. Nicht als Lippenbekenntnis, sondern den Wert dieser Arbeit dermaßen ernsthaft anerkennen, dass sie sie übernehmen wollen. Erst wenn wir bezahlte und unbezahlte Tätigkeiten gerecht untereinander aufteilen, wenn sich Jungs und Mädchen, Männer und Frauen gleichermaßen verpflichtet fühlen, fürsorglich zu sein, können wir von Chancengleichheit sprechen.

Ich glaube wirklich, dass wir ohne ein fundamentales Umdenken nicht weit kommen werden in unserem Streben nach echter Geschlechtergerechtigkeit. Ohne fundamentales Umdenken bleibt alles die Hutnadel. Nachdem ich jetzt



ein paar Wünsche an Männer oder an alle, die sich als Männer verstehen, gerichtet habe, nun, was ich mir von uns wünsche. Es sind andere Wünsche, als die wichtigen Forderungen, die Sie in Ihrem Leit Antrag an die Politik stellen.

Das ist Ihre Aufgabe als Gewerkschafterinnen, meine Aufgabe als Autorin sehe ich darin, neue Blickwinkel zu eröffnen und die Vorstellungskraft anzuregen. Meine Wünsche richte ich also an uns selbst. Ich wünsche mir, dass wir einander die Menschheitsgeschichte neu und anders erzählen. Das mag jetzt sehr weit hergeholt klingen, aber ich glaube, dass es etwas in uns bewirkt, wenn wir ein Narrativ finden, das uns als Frauen beinhaltet. Wir müssen gar nicht lange suchen, es gibt sogar wissenschaftliche Befunde für solche Narrative. Neuesten Erkenntnissen zufolge waren es gar nicht nur Jäger und nur Sammlerinnen, die Arbeitsteilung verlief nicht so strikt nach Geschlechtern, wie lange angenommen. Dann geht es darum, die wissenschaftlichen Befunde zu deuten. Die US-amerikanische Anthropologin Elizabeth Fisher veröffentlichte 1975 einen Aufsatz mit dem auf Deutsch sinngemäßen Titel „Eine Tragetaschen-Theorie der menschlichen Evolution“. Darin schreibt sie: „Das erste Werkzeug war wahrscheinlich ein Behältnis...Behältnisse zum Transport von Gesammeltem, eine Art Tragetasche oder Tragenetz.“ In den gemäßigten und tropischen Regionen, in denen wir uns von Menschenaffen zu Menschen entwickelten, waren Pflanzen das Hauptnahrungsmittel. Aber was prägt unser Bild von dieser Zeit? Die Höhlenmalereien von Mammutjägern. Die ersten Waffen, Speere, Beile – diese Werkzeuge leiteten unsere Menschwerdung ein – glauben wir! Klar, die Jäger, die Helden, die sich mutig riesigen Mammuts entgegenstellen, eignen sich einfach besser für die Höhlenmalerei.

Wie jemand einer wilden Haferspelze ein Haferkorn abringt, und noch einer und noch einer und noch einer, bis die Sonne untergeht, das lässt sich hingegen nicht so gut abbilden. Aber diese Tätigkeit, und das Vorhandensein eines Behältnisses, in das unsere Vorfahrinnen und Vorfahren die gesammelten Haferkörner hineinlegten, um sie nach Hause tragen zu können, für jene, die dort auf Nahrung warteten – diese Tätigkeit hat uns vermutlich noch viel mehr zu dem gemacht, was wir heute sind.

Am Anfang war der Beutel – was bewirkt das in uns, was bewirkt das in Mädchen, die mit dieser Kulturgeschichte aufwachsen und nicht mit jener, nach der Gegenstände zum Hauen, Stechen und Töten unsere Zivilisation eingeleitet haben?

Diesen Gedanken habe ich einem Essay der Science Fiction Autorin Ursula K. Le Guin von 1988 gelesen.

Und da wäre ich bei meinem nächsten Wunsch. Ich bin auf die feministische Literatur, und so etwa auf die Tragetaschen-Theorie, mit Ende 30, Anfang 40 gestoßen. Vieles hat mir die Augen geöffnet und ich habe rückblickend vieles in meinem Leben erst wirklich verstanden. Ich habe vor allem verstanden, dass es oftmals nicht nur mein Versagen, meine eigene Unfähigkeit war, mit bestimmten Situationen souverän umzugehen, sondern dass mein Unwohlsein ganz oft strukturell mit meinem Geschlecht zusammenhing. Und als ich anfing, mich mit Feminismus zu beschäftigen, erkannte ich erst, wie viele Frauen vor mir all diese Zusammenhänge bereits sehr klug erkannt und niedergeschrieben hatten. Und ich hatte lange das Gefühl, ganz allein bei Null anzufangen. Da wäre ich wieder beim Unterrichtsgegenstand, nennen wir ihn „Feminismus“: Wir brauchen so etwas wie einen feministischen Kanon, wir müssen gewährleisten, dass dieses Wissen weitergegeben wird und dass vor allem junge Mädchen die Kontinuität des Kampfes um Geschlechtergerechtigkeit kennen. Wir müssen nicht jedes Mal bei Null anfangen.

Was ich mir weiterhin von uns wünsche:

Dass wir unsere Freundinnen regelmäßig treffen, dass wir einander aus unseren Alltags erzählen, damit wir sehen, dass wir nicht die einzigen sind, die das Gefühl haben, tagtäglich an der Mehrfachbelastung zu scheitern. Dass das nicht unser individuelles Unvermögen ist. Ich wünsche mir, dass wir anderen Frauen Mut machen. Wir alle wissen, wie viel Wirkung ein aufmunternder Satz entfalten kann. Seien wir anderen Frauen gegenüber wohlwollend, bewerten wir sie nicht insgeheim mit dem patriarchalen Blick.

Wen verurteilen wir innerlich, wenn das Kind im Supermarkt herumschreit?
Seien wir immer vor uns selbst auf der Hut, denn auch wir haben das Patriar-
chat verinnerlicht.

Ich wünsche mir, dass wir in unseren Partnerschaften hart verhandeln. Liebe
sollte das aushalten. Nur wenn wir hart verhandeln, können wir zum Beispiel
dem Nachwuchs ein anderes Miteinander vorleben. Wir wissen: Das Private ist
politische. Allerdings: In diesem System Kindern etwas Anderes vorzuleben
ist schon nicht ganz leicht. Aber selbst das reicht nicht. Überall da draußen
schlagen ihnen die patriarchalen Rollenbilder entgegen und sickern in sie ein.
Wir können es also nur gemeinsam schaffen. Wir werden vermutlich noch vie-
le Hutnadel-Diskussionen führen müssen, aber behalten wir das eigentliche
Ziel im Auge: Dass die Macht zwischen den Geschlechtern eines Tages so
ausbalanciert ist, dass einem Mann der Gedanke, seine Hand ungebeten um
die Taille einer Frau zu legen, völlig, wirklich völlig abwegig erscheint und als
das, was es ist: Eine raue Geste der Dominanz über den anderen Menschen,
über das andere Geschlecht.



